Liberal-theologische Randbemerkungen

zur Diskussion über «Kirche und Staat im Kanton Bern»

Von Prof. D. Martin Werner

I.

Es gibt zurzeit im Kanton Bern keinen Streit zwischen Reformierter Landeskirche (nicht: Staatskirche!) und Staat. Es gibt nur einen Konflikt zwischen dem Staat und der theologischen Richtung und kirchenpolitischen Partei der «Barthianer», die offiziell merkwürdigerweise als Partei der «Unabhängigen» auftreten. Der Konflikt erhält dadurch ein besonders auffälliges Gesicht, dass diese Partei mit ihrer Stellungnahme auf staatlicher Seite den Eindruck und Vorwurf auslöst, es handle sich hier um polemisches Theologisieren in einer Atmosphäre von «Zweideutigkeit», «hoffungsloser Verworrenheit», von «Widersprüchen, Unklarheit und Inkonsequenz», «winkelzögiger, tatsachenwidriger, ungerechter Verzerrung» von Sachverhalten, ja «Geschichtsfälschung», alles verbunden mit «recht massiven, handfesten Macht- und Herrschaftsansprüchen» (siehe «Kirche und Staat im Kanton Bern», von Regierungsrat Dr. Feldmann, S. 33, 34, 35, 39, 46, 54, 64, 66, 69).

Diese Vorwürfe stützen sich auf nachgewiesene Aussagen Karl Barths und seiner Anhänger. Diese suchen sich begreiflicher Weise zu rechtfertigen, vor allem durch Berufung auf ebenso wohlbezeugte Aussagen Barths ganz anderer Art. Allein damit wird keine Klarheit geschaffen. Mit dem Hinweis auf so viel ganz anderes, was einer immer auch noch sagt, ist gerade der Vorwurf der verworrenen, zweideutigen Widersprüchlichkeit nicht widerlegt, sondern vorderhand nur bestätigt. Dennoch mag es manchen, mit heutiger Theologie nicht näher Vertrauten als schwer verständlich erscheinen, wie ein so gescheiter Theologe wie Karl Barth, der nach seinem Programm doch nur die protestantische Kirche eindeutig und kompromisslos zum alten biblisch-reformatorisch verstandenen christlichen Glauben zurückführen will, sich auf diesem Wege im vollen Ernst dessen schuldig gemacht haben sollte, wessen ihn die erwähnten Vorwürfe in aller Öffentlichkeit anklagen. Hier ist zur Erklärung einige Wesentliches nachzuholen.

Als Karl Barth zu seinem Unternehmen ansetzte, war er in guten Treuen der Meinung, im Grunde sei der gesamte neuzeitliche Protestantismus in Kirche und Theologie vom Glauben der Reformation abgewichen. So schlugen denn auch seine scharfen Angriffe nach allen Seiten hin aus, keineswegs nur gegen die «liberale» Theologie. Auch die «Positiven», und was sich sonst noch unter irgendwelchem Titel für mehr oder weniger «rechtgläubig» hielt, bekamen ihre Hiebe weg, und besonders kräftig wies er sogar die «Pietisten» von sich: «In jedem Augenblick der Zeit», so konnte er beispielsweise damals schreiben, wolle er «lieber mit der Kirche (und so z. B. auch mit der Theologie) in der Hölle sein, als mit den Pietisten niederer oder höherer Ordnung, älterer oder modernerer Observanz in einem Himmel — den es nicht gibt». Sachlich war er mit seinem Urteil insofern sogar völlig im Recht, als in der Tat der damalige Protestantismus aller Richtungen und Schattierungen durchweg in irgendwelchem Ausmass und in irgendwelcher Hinsicht längst schon von der mit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts aufgebrochenen neuen geistigen Bewegung in einer Weise beeinflusst war, die ihn als «Neuprottestantismus» vom reformatorisch-orthodoxen «Altprotestantismus» des 16. und 17. Jahrhunderts mehr oder weniger deutlich und wesentlich unterschied. Und auch heute sind in den protestantischen Kirchen und Gemeinschaften diejenigen nach Tausenden zu zählen, die sich als gute Protestanten fühlen, ohne zu wissen oder sich Gedanken darüber zu machen, dass sie keineswegs mehr Calvinisten oder Lutheraner alten Schlages sind.

Für Karl Barth aber war das Ergebnis der Art und Weise, wie er die Weltkriegs-epoche als religiöse Krise erlebte, die fanatische Ueberzeugung, dass mit all diesem neuprottestantischen «Modernismus» radi-

kal Schluss zu machen und mit einem wagemutigen Schwung und Sprung über die letzten 200 Jahre hinweg zu dem zurückzukehren sei, worum es nach seiner Meinung dem «Altprotestantismus» des 16. und 17. Jahrhunderts ging. Und wie einst, nach seiner Ansicht, der schon im 18. Jahrhundert einsetzende «Abfall» letztlich in spießbürgerlicher Beschränktheit, langweiliger Geistlosigkeit, überheblichem Unglauben, unbewusster, aber faktischer Hinterlist und Feigheit seine wahre Ursache hatte, so sieht er auch heute zutiefst nur wieder diese Motive im Spiel, wo man sich weigert, mit ihm und auf seine Weise diesen Sprung zu tun.

Die «liberale» Theologie hat nach erneuter reiflicher Erwägung und Prüfung der Dinge ihre gewichtigen Gründe, diese Auffassung im wesentlichen für falsch zu halten. Sie ist darum, als man sie vor dreissig Jahren triumphierend für tot erklärte, auch nicht aus Befehl gestorben, und gedenkt heute, nachdem sie lange genug den Gang des Unternehmens aufmerksam zu verfolgen Gelegenheit hatte, erst recht auf eine bessere Zukunft hin am Leben zu bleiben. Sie hat lediglich zur Kenntnis genommen, dass sie, weil sie nicht wie andere von Karl Barth «viel gelernt» hat, nicht in der Mode ist und infolge ihrer Weigerung, diese mitzumachen, als der altböse Feind der wahren Kirche gilt, der, schlimmer noch als der sowjetische Kommunismus, nicht nur im Diesseits, sondern sogar auf die jenseitigen Dinge einen unheilvollen Einfluss ausübe, wie Herr Ypsilon in Nr. 351 des «Bund» auszuführen geruhte.

Wenn nun aber aus Gründen, die in der Geschichte des Christentums selbst, seiner zahlreichen Krisen, innern Umbrüche und Aufspaltungen greifbar am Tage liegen, das Unternehmen Barths in einer sachlich verantwortbaren Weise ebenso unmöglich durchzuführen ist, wie einst der Altprotestantismus den Umschwung zum Neuprottestantismus mit haltbaren Gründen zu verhindern vermochte; wenn es also durch das Wesen der Sache selbst unmöglich gemacht ist, hier das Rad der Geschichte statt vorwärts vielmehr rückwärts zu drehen, ohne dass der Wagen umkippt, dann muss sich dieser Sachverhalt gerade auch in einer Theologie, die das Unmögliche trotzdem unternimmt, um so störender bemerkbar machen, je energischer sie auf ihr Ziel losgeht. Die Störung muss dann offenkundig werden nicht nur in der Formulierung der dogmatischen Behauptungen selbst, sondern vor allem schon in der Art und Weise, wie man sich zu solchen Sätzen den Weg bahnt, sie begründet und verteidigt, kurz: in der Methode. Es wäre dann auch wohl verständlich, dass solche Theologie ungewollt durch die Zielsetzung ihres Unternehmens zu Methoden genötigt und verurteilt würde, die auch in der Behandlung allgemein interessierender Fragen wie des Problems von «Kirche und Staat» bei klar denkenden Nicht-Theologen unvermeidlich eben jenen Eindruck provozieren müssen, den die erwähnten Vorwürfe der Orientierungsschrift von Regierungsrat Dr. Feldmann bekunden. Jedenfalls lässt sich dreierlei feststellen:

1. Die Theologie hat sich nach Karl Barth als «kirchliche Wissenschaft» unbedingt an kirchliche Voraussetzungen zu halten. Das ist auch die Meinung des päpstlichen Lehramtes der Romkirche. Barths Verbot, «sich dem heute und wahrscheinlich nicht nur heute in Ansehen und Kraft stehenden Wissenschaftsbegriff anzupassen», enthält in der Tat auch die Weisung: «Schon das Mindestpostulat der Widerspruchsfreiheit ist für die Theologie nur in ganz bestimmter, für den Wissenschaftstheoretiker schwerlich tragbarer Interpretation annehmbar». Dass die Wirklichkeit selbst der «Widersprüche», d. h. der realen Gegensätze, wahrlich nicht ermangelt, kann jeder wissen. Sie werden ja erlebt. Eine ganz andere Frage jedoch ist es,

ob der logische Widerspruch im Urteil über die Wirklichkeit ein Merkmal der Wahrheit sei. Dass man das Verbot des logischen Widerspruchs nicht ungestraft derart missachtet, dass die Grenze zwischen wahr und falsch verschwindet und man getrost Beliebigeres behaupten kann, könnte auch den dialektischen Theologen da zum Bewusstsein kommen, wo sie einander selber nicht mehr verstehen. Es wäre auch verkehrt, diese theologische Dialektik des paradox-widerspruchsvollen Denkens etwa mit der Dialektik des berühmtesten philosophischen Dialektikers des 19. Jahrhunderts mit der Dialektik Hegels in Zusammenhang zu bringen.

2. Die grössten Schwierigkeiten erwachsen dem heutigen Christentum nicht aus dem Verhältnis zu irgendwelcher Philosophie oder zur modernen Naturwissenschaft und zu modernen Gesellschaftstheorien, sondern zutiefst und in erster Linie aus seiner eigenen langen Geschichte und aus der seit dem 18. Jahrhundert unendlich mühsam, aber doch tatsächlich fortschreitenden, besseren Einsicht in deren Gesamtverlauf seit ihrem in den Schriften des Neuen Testaments dokumentierten Ursprung. Nichts fällt traditionellem Kirchentum schwerer, als die Tatsachen seiner eigenen Geschichte anzuerkennen, richtig zu verstehen und daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Dabei stellt sich aber dem heutigen Christentum dieses unabgeklärte, problematische Verhältnis zu seiner eigenen Vergangenheit als das schwerste Hindernis in den Weg, wo es gälte, zu wichtigsten Gegenwartsproblemen eine klare und wohlbegründete Stellungnahme zu gewinnen.

Nicht zufälligerweise muss sich auf Grund einer Verfügung Papst Pius X. vom Jahre 1910 seither jeder katholische Priester, der als theologischer Lehrer oder Seelsorger tätig sein will, durch Eidesleistung auf das verpflichten, was die Hierarchie in bezug auf die Tatsachen der Geschichte des Christentums zu lehren gebietet und verbietet. Auch die Barthsche Reglementierung der Theologie als «kirchlicher Wissenschaft» bezieht sich vorab auf alles, was am Christentum als geschichtlichem Tatbestand und Problem, von der Auslegung der biblischen Schriften bis zur Geschichte des Reformations- und Aufklärungszitalters usf. in den Bereich historischer Erforschung und Erkenntnis fällt. Grundsätzlich im Sinne des von Pius X. verordneten «Antimodernisteneides» verlangt auch Barth eine «historische Theologie», die «zum Erweis ihres Glaubens, zum Erweis ihrer Kirchlichkeit, Kirchengeschichte keineswegs einem Begriff der Geschichte überhaupt subsummiert», sich in dieser Sache «in konkretem Gehorsam in die Kirche hineinstellt» und nur unter dieser Einschränkung sich darum bekümmert, das «Rüstzeug der historischen Kritik nicht zu vernachlässigen». Nach solcher Methode kann man sich jederzeit der Erkenntnis wichtiger, aber kirchlich unbequemer geschichtlicher Tatsachen verschliessen, etwa indem man die Möglichkeit objektiver historischer Forschung und Erkenntnis skeptisch überhaupt verneint, um alsdann doch selber wieder «geschichtliche» Tatsachen zu dekretieren, wo und wie man sie nötig hat, mit oder ohne Behauptung einer für die Geschichtswissenschaft grundsätzlich nicht nachprüfbaren «Geschichtlichkeit».

(Schluss folgt)